Das Erntedankfest des deutschen Volkes

Ausgabe B

DIE JUNGENSCHAFT Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk · Berlin · 28. September 1938 · Folge 1

ERNTEDANKFEST DES DEUTSCHEN VOLKES

DIE JUNGENSCHAFT

Ausgabe B

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk • Berlin • 28. September 1938 • Folge 1

I. Teil: Der Heimabend

An dem Tage,

an dem das deutsche Bauerntum

zu Grunde geht,

geht das ganze deutsche Volk

ohne einen Kanonenschuß

zu Grunde

Moltke

Kameraden!

Am ersten Sonntag im Oktober eines jeden Jahres feiert das deutsche Volk sein Erntedankfest. Es ist nicht nur ein Festtag des Bauern, sondern auch des gesamten deutschen Volkes. An diesem Tage wollen wir Gott dafür danken, daß er uns das, was wir zur täglichen Nahrung brauchen, wachsen ließ. Und dem Bauern danken wir dafür, daß er gepflügt, gesät und geerntet hat und so in schwerer Arbeit für alle die Nahrung sicherstellte.

Wir müssen essen, um zu leben. Und unter leben verstehen wir arbeiten und schaffen für unser Volk. Also hängen unsere Erfolge auch davon ab, ob wir eine ausreichende gesunde Nahrung besitzen.

Eins dürfen wir aber niemals tun, nämlich unsere Ernährung vom Auslande abhängig machen, sondern unser Augenmerk muß darauf gerichtet sein, unser Volk durch den Ertrag des eigenen Bodens zu ernähren.

Vor dem Weltkriege wurde die Bedeutung des Bauerntums unterschätzt, man vernachlässigte es und deckte einen großen Teil unseres Bedarfs an Lebensmitteln in fremden Ländern, so daß wir in unserer Ernährung vom Auslande zu einem großen Teil abhängig wurden. Als uns nun im Weltkriege das Ausland durch die Blockade die Lebensmitteleinfuhr sperrte, verhungerten in der Heimat 764 000 Deutsche. Das war die Folge unserer Abhängigkeit in der Ernährung. Dadurch wurde auch gleichzeitig der Widerstandswille in der Heimat geschwächt, was mit zum tragischen Ausgang des Krieges beitrug.

Infolge der Fürsorge durch den Nationalsozialismus kann das deutsche Bauerntum wieder seine alte Aufgabe erfüllen, Ernährer des Volkes zu sein.

Aber noch ein anderes wird durch diese Fürsorge und Stärkung erreicht. Wir brauchen Arbeiter, Ingenieure, Chemiker, Beamte und Handwerker. Sie wohnen aber zum größten Teil in den Städten, und doch stammen sie alle einmal in ihren Vorfahren vom Bauern ab. Väter berühmter Deutscher, wie Martin Luther, Thomas Münzer, Joseph Haydn, Andreas Hofer, Scharnhorst und Schlageter, waren noch Bauern. Auch die meisten Vorfahren des Führers waren Bauern.

In den Städten jedoch erlöschen sehr bald die Geschlechter; mit der dritten oder vierten Generation hört die Blutslinie meist auf.

Der Bauer aber, der nicht in der Enge der Stadt wohnt, der in der Weite der Landschaft noch das natürlichste Leben lebt, hat hier die Gesetze der Natur beobachten gelernt. Er ist Pfleger und Züchter und sieht sich nur als Glied in der Kette seiner Geschlechter. Er denkt in Generationen. Darum ist auch das Bauerntum der einzige Volksteil, der durch seine Fruchtbarkeit das Volk erhält.

Das Bauerntum iſt ſomit alſo auch der Blutsquell unſeres Volkes. Wird es geſtärkt, ſo ſichern wir damit unſeren Beſtand.

Alle unſere Arbeit, die wir heute leiſten, die Bauten, die wir ſchaffen, die Werke, die wir errichten, die Bahnen, die wir legen, aber hat nur einen Sinn, wenn unſer Volk in die Zukunft hinein fortbeſteht. Der Führer dankt daher dem Allmächtigen nicht nur für ſeinen Erntesegen, ſondern auch den Müttern des Volkes dafür, daß ſie Kindern das Leben geben.

„Weit darüber hinaus wollen wir aber noch für eine beſondere Ernte danken: wir wollen in dieſer Stunde danken den Hunderttauſenden und Hunderttauſenden deutſcher Frauen, die uns wieder das Schönſte gegeben haben, das ſie uns ſchenken konnten: viel Hunderttauſende kleine Kinder. Sie ſind die ſchönſte und reichſte Ernte, die ein Volk ſein eigen nennen darf."

Adolf Hitler

Bauernerde

Schwer pflügt der Pflug unter unſrer Hand,
Tief ſchneiden die Furchen das trächtige Land,
Bauernland.

Wo das Eiſen ſich ſchrammt am harten Stein
Mag vor uns ſchon Blut gefloſſen ſein,
Bauernblut.

Der Acker hält uns in harter Fron,
Der Acker gibt uns nur kargen Lohn,
Bauernacker.

Wenn ſchneidend die Senſe die Halme mäht,
Ein Arbeitsjahr zu Ende geht,
Bauernjahr.

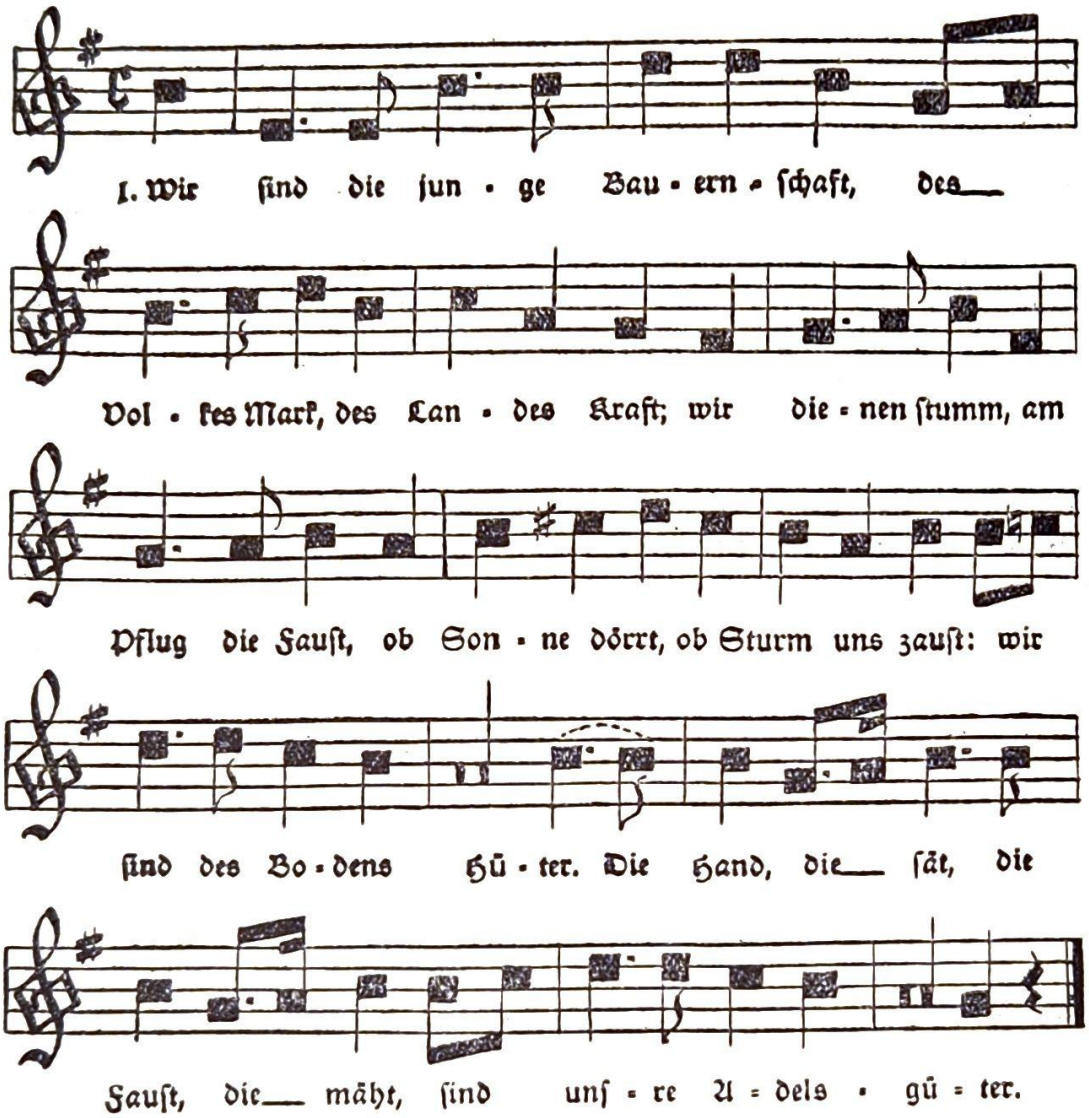
Geſchlecht um Geſchlecht zieht auf Hof und Feld,
Ein ehern Geſetz unſere Art erhält,
Bauerngeſetz.

Wenn die Erde den müden Leib einſt ruft,
Wird er zur Erde in erdiger Gruft,
Zu Bauernerde.

Kurt Eggers

Bauernlied

Heinrich Spitta

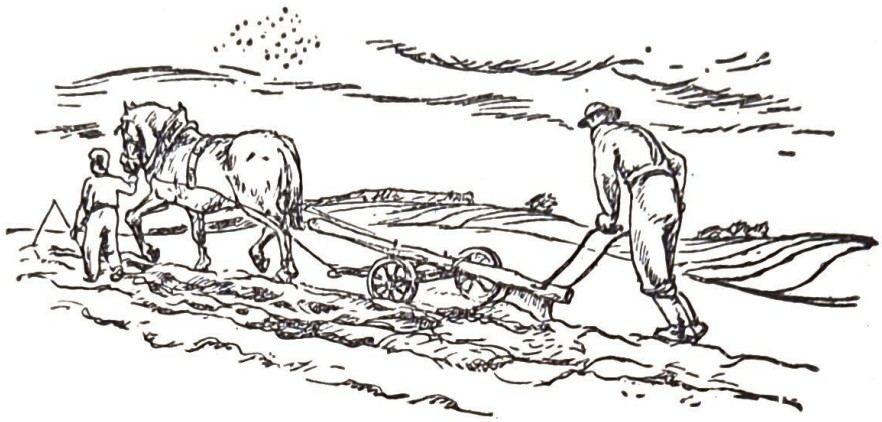


2. Das Korn erkeimt, es ſteigt der Halm, die Ähren rauſchen großen Pſalm; aus unſres Tagewerks Müh und Not erwächſt dem Volk ein gutes Brot und wahret es vor Schaden. Der es bricht, vergeſſe nicht: es wuchs aus Tat und Gnaden.

3. Und ſcheint die Gnade uns verſagt, wird doch zur Tat die Hand gewagt, und weigert uns das Land den Sieg: wir kämpfen ſtumm den ew'gen Krieg mit Sonne, Wind und Regen. Wir halten ſtand, bebaun das Land, erzwingen uns den Segen.

Wolfram Brockmeier

Jedes Land war einmal Moor, Urwald oder Wildnis, bevor der Bauer kam, um es zu roden und zu fruchtbarem Acker zu machen. Hart, wie kaum eine Arbeit, ist dieses Werk, aber auch voll des Segens, wenn die Saat gereift ist.



Wonach einer ringt, das gelingt ihm!

Der Michel Schreiner hatte einen Raum ausgerodet, den man mit zwei Ochsen innerhalb eines Morgens pflügen konnte. Es gab übermenschliche Mühe, das fast undurchdringliche Brombeer- und Himbeergestrüpp auszurotten, die Strünke aus dem Grund zu reißen, die urgesessenen Steine zu verdrängen, das Moos zu entfernen. Doch der nagenden Säge, der kerbenden Axt, dem drängenden Keil, der fressenden Flamme wich die Wildnis.

Des Bauers Leute waren oft dem Verzagen nahe; sie beneideten das Vieh, das im grasigen Buchenwald ruhig weiden durfte.

Die bejahrte Magd sank auf einen Stein hin und weinte: „Wir sind verraten und verkauft." Der Knecht fluchte, der Boden sei verdorben, die vielen Felsen hätten ihn ausgesogen. Dumpf und gleichmütig starrte die Bäuerin ins Leere. Immer wieder spornt der Bauer: „Laßt nit aus! Lehnt euch dran! Nur die ersten Jahre laßt hingehen!"

Er selber arbeitete rastlos. Wenn den andern der Mut sank von der namenlosen Plage, er blieb ohne Klage und Fluch, obgleich ihm das Rückgrat krachte, und sein Schweiß sich zur Erde goß; schweigend schaffte er mit Hebel und Hacke, aus der Wüstnis trächtigen Boden zu gewinnen. Wenn er die Größe der Wildnis überblickte, schien ihm seine Siedlung wie ein Kräutlein, versprengt in die karge Krume einer Felsritze. Aber ihm bangte darob nicht, vielmehr wuchs sein Wille, den Trotz des Urwaldes zu überbieten und Stein und Wurzel, die verbrüderten Ungeheuer, zu bezwingen.

„Es geht nimmer," ächzte die Magd. „Das Fleiſch fällt mir vom Bein vor lauter Plage."

„Alle Wurzeln, alle Felsſchollen ſind miteinander verzwängt und verzwickt, ſie laſſen ſich nit rucken," greinte der Knecht. „Es wird nix Rechtes wachſen."

„Jeder Boden tragt, wenn Sonne und Regen drübergehen," ſagte der Bauer oft. „Schaut, wie der Wald ſchwarz iſt vor Laub! Eine ſaftige Erde iſt das. Und wenn ſie Bäume tragt, tragt ſie Korn auch."

„Nit einmal einen Spatzen ſieht man hier," zankte die Magd. Und der Knecht höhnte: „Wir zerhauen das Gehölz, wir ödigen die finſteren Stauden ab, bauen Hirſchzäune, ſchlagen Wege und Schneiſen und ſchinden uns, daß uns die Zunge lechzt. Schließlich müſſen wir es auch aufgeben und davon, wie der Hannes Friſch."

„Mich vertreibt nix," ſagte der Bauer ruhig.

Je mehr ſie rodeten, deſto gewaltiger tat ſich ihnen die Wildnis auf und offenbarte der Menſchen Ohnmacht.

Die Magd jammerte: „Wir armen, verlorenen Leut' hätten nit hergehen ſollen. Wir vergehen vor Mühſal. Wir erleben das liebe Korn nimmer. Wären wir blieben, wohin uns der Herrgott geſetzt hat!"

Aller Sehnſucht lauſchte nach dem Lande hin, wo die Lerchen aus den Feldern ſtiegen.

„Überall iſt gut Brot eſſen!" rief der Bauer.

„Ja, wenn man eins hat!" trotzte die Magd.

„Wonach einer ringt, das gelingt ihm!" entgegnete der Bauer.

„Öd und düſter iſt es da," hub der Knecht wieder an. „Daheim iſt alles ſchon gerichtet geweſen für Leut' und Vieh, alles hat ſeinen ſtillen Gang gehabt. Der Menſch ſoll nit zu viel begehren. Daheim iſt Ruh' und Friede geweſen."

Der Bäuerin Blick traf in tiefem Vorwurf den Bauern. Der aber entgegnete leiſe: „Wir reiſen auf der Erde wie auf einem Schiff. Es gibt nimmer Raſt und Ruh', ſolang' der Menſch lebt."

Dem Bauer aber kam der Tag, wo die nackte, braune Erde den Pflug empfing. Wo Wald geſchaudert und Fels geſtarrt, lag nun der Boden jungfräulich bereit. Flüchtige Wolken floſſen darüber hin, die Sonne tränkte die Welt mit Licht.

Er fühlte dunkel die Größe ſeines Manneswerkes, fühlte, wie es an das Göttliche grenzte, indem es die Schöpfung umgeſtaltete, den Boden erſchuf, die Urbedingung menſchlichen Lebens.

„Ihr himmliſchen Wetterherren, laßt mir den Acker gedeihen!" bat er. Das Vieh zog an. Schwer und andächtig legte ſich der Bauer in den Pflug. Da brach die Erde auf.

Der Pflüger blähte die Nüſtern, er witterte aus dem Moder des vergangenen Waldes die Fruchtbarkeit. Im Furchenbrodem ſchritt er hin, der Fluß der Erde wogte auf und blieb ſtarr und ſchwarz hinter ihm liegen. Stark und wunderſam roch es.

Die Kraft der Erde ſchoß in des Ackermanns Ferſe, er wandelte in Adel und Prieſtertum und herriſch trotz des in Mühſal gekrümmten Rückens, und er empfand in dieſer Weile, daß die Menſchheit in ihrem letzten Grunde auf dem Bauerntum beruhe.

Die dunkle Furche wellte dahin, das friſch angebrochene Land dampfte, und der Bauer legte nach altvererbter Sitte in die erſte Furche opfernd ein Stück torfbraunes Brot.

Wärme ſtrömte aus der eroberten Erde; eine neue, große Liebe ſank aus ſeiner Seele nieder auf die neue Heimat. Er atmete breit und trieb mit rauhem Schrei das Geſpann zum Werke an.

H. Watzlik

Des Bauern Arbeit hat nie ein Ende. Iſt das Land urbar gemacht und gepflügt worden, dann muß geſäet werden, Kartoffeln werden gelegt und das zwiſchen der aufkeimenden Saat emporſchießende Unkraut wird herausgeriſſen. Doch bald beginnt die Heuernte. Und wenn die unter Dach und Fach iſt, werden die Senſen geſchliffen, um das reife Getreide zu mähen. Die Zeit der Ernte iſt gekommen. Die ſchwere Zeit der Bauern. Soweit das Tageslicht, das Wetter und die Kräfte es erlauben, wird gearbeitet. In dieſen Wochen erntet er all das, wofür er in den Monaten vorher geſchafft hat.

Doch hängt das Gedeihen der Ernte von den Kräften der Natur ab. Gibt ſie der Saat, was ſie zum Wachstum benötigt, Wind, Tau, Regen und ſcheint dazwiſchen auch die Sonne, dann kann der Bauer und damit auch das ganze Volk mit einer guten Ernte rechnen, die uns allen das Brot für ein ganzes Jahr gibt.

Nicht immer aber verſchont der Himmel die Äcker vor Sturm und Hagelſchlag oder großer Dürre. Oft vernichten Unwetter die ganze Ernte, und die monatelange mühſame Arbeit des Bauern. Dann iſt der Erntetag überſchattet von der aufſteigenden Not, von der nicht nur der Bauer allein, ſondern auch das ganze Volk betroffen wird.

Bauernwerk ist harter Kampf

Das Wetter hatte bös gehauſt und furchtbaren Schaden getan. Von all den Ortſchaften in der Umgebung hatte es Dößmitz am ſchlimmſten betroffen. Die ganze Wucht des Wolkenbruchs war über dem Töpfergraben niedergegangen, und die Felder, die dorthinaus lagen, waren faſt völlig vernichtet. Die Mühle, die hart am Bache ſtand, war zwar ſehr ſtark beſchädigt worden, einen Schuppen hatte es ganz weggeriſſen, aber der Müller hatte noch ſich und ſeine Familie rechtzeitig in Sicherheit bringen und auch das Vieh bergen können. Das in den Höfen aufgeſchichtete Holz, was ſonſt herumſtand oder herumlag, hatte das Waſſer davongetragen, dem Holzerjakob war die Scheune an einer Ecke niedergebrochen; einige Steine der Untermauerung hatte das Waſſer herausgeſpült, und ſo hatte ſie den Halt verloren. Überall gab es großen Jammer. Die Weiber klagten und weinten, die Männer ſtanden mit finſteren Mienen und verbiſſenen Geſichtern herum.

Da waren es zuerſt der alte Kogler, der alte Schönhöfer und der Vorſteher, die die Verzagten aufrichteten und dafür ſorgten, daß die Arbeit angepackt wurde. Gemeinſam ging man zunächſt an das Wichtigſte: die Wege wieder inſtand zu ſetzen, die Baumſtämme und Steinblöcke, die die Wucht des Waſſers mitgebracht hatte, aufzuräumen. Weiter unten im Tale, war vieles von dem Fortgeführten angeſchwemmt worden. Da fand der eine wohl ſeinen Pflug wieder, der andere eine Egge, Teile von dieſen oder jenen Geräten. Die Brücken wurden ausgebeſſert und erneuert, und bald konnte jeder einzelne an das denken, was ihm ſelber am meiſten not tat. Und auch dabei half ein Nachbar oder Verwandter dem anderen.

Sie hatten alle, alle viel Schaden erlitten. Am ärgſten aber hatte es doch den Felderbauern getroffen. Auf den Feldern in der Leiten und weiter unten in den Hängen am rechten Flußufer hatten Hagel, Sturm und Regen bös gewirtſchaftet. Dennoch konnte man erwarten, daß ſich das eine oder das andere Stück noch erholen würde. Der Pflug, den er auf ſeiner Flucht von dem Gewitter im Stiche gelaſſen hatte, war ganz eingeſchlemmt worden, ſo daß er ihn ausgraben mußte. „Es wird viel Arbeit geben", ſagte ſich da der Felderbauer, „ehe wir wieder alles inſtand geſetzt haben werden, aber es wird ſich wohl ſchaffen laſſen. Freilich, mit der Ernte wird es windig ausſchaun." Als er aber im Töpfergraben Umſchau hielt und dort die furchtbare Verwüſtung ſah, da krampfte ſich ihm das Herz zuſammen. Er mußte an ſich halten, um nicht laut aufzuſchreien vor Schmerz. Wo waren ſeine ſchönen Äcker geblieben, die beſten ſeines Beſitzes, die er beſonders gepflegt hatte, die beſten des ganzen Dorfes? Er blickte um ſich und hatte Mühe ſich zurechtzufinden, ſo ſehr hatte ſich alles verändert. Es war ein troſtloſer Anblick!

„Herrgott", ſtieß er hervor, „hab ich nicht treu gearbeitet? Was hab ich Böſes getan, daß du mich ſo heimſuchſt?"

Sein Mut richtete ſich aber wieder auf. Er wollte dem Unglück feſt ins Auge ſehen, und ſo beſchritt er Stück für Stück die verwüſteten Gründe und erwog dabei, wie der Schaden wieder zu heilen wäre. Spät erſt kam er nach Hauſe.

Daheim traf er den Pichlhannes, ſeinen Onkel, an, der von Naſſengrün gekommen war.

„Ich hab von dem großen Unglück gehört, das dich betroffen hat, und da hat es mir keine Ruh gelaſſen, ich mußt gleich ſelber her zu dir.“ Der Felberbauer Hannes hatte bisher ſein Leid ſtumm getragen und keine Klage laut werden laſſen. Aber dem Pichlhannes gegenüber ging ihm das Herz auf. „Ihr müßtet euch das alles ſelber einmal anſchaun! Wer das nicht geſehen hat, der hält es gar nicht für möglich, daß ſo etwas geſchehen kann. Ich denk, die andern Bauern im Dorf haben alle zuſammen nicht ſo viel Schaden wie ich allein. Es iſt hart! Es iſt furchtbar hart!“

„Laß gut ſein, Hannes! Unſer Herrgott lädt keinem mehr auf, als er tragen kann. Du haſt recht. Es iſt hart, aber um ſo mehr mußt du jetzt die Ohren ſteif halten und gleich feſt ans Werk gehn. Ich hab in der Woche noch zu Haus einiges zu richten, dann aber kann ich dort ganz gut auf eine Zeit abkommen, und da will ich dann hier mit zur Hand gehn und mithelfen.“

„Da nehmt Ihr mir eine große Sorg vom Hals und wenn Ihr mithelft, dann weiß ich auch, daß wir ins rechte Geſchick kommen werden.“ Der Felberbauer hatte gleich am nächſten Tage, nachdem er die Unterredung mit dem Pichlhannes gehabt hatte, ſeine Anordnungen getroffen. Die Fuhrwerke wurden eingeteilt, Leute wurden beſtellt, und mit einemmal entſtand da draußen ein Graben und den Hang hinauf ein reges und geſchäftiges Leben. Der Pichlhannes hatte ſein Verſprechen gehalten und ſtand dem Felberbauern nun mit Rat und Tat in ſeinem ſchweren Schaffen bei. Die Tatkraft des Jungen, gepaart mit der Erfahrung des Alten, ließ denn auch das Werk gut vorangehen. Da war keiner, dem nicht der Schweiß von der Stirne rann.

„Weißt du, Hannes, daß der größte Segen, den unſer Herrgott den Menſchen gegeben hat, die Arbeit iſt? Und weißt du auch, warum alle, die jetzt mithelfen, mit ſoviel Freudigkeit dabei ſind?“

„Ich hab mich ſelber ſchon gefragt, wie es kommt, daß mir die Müh nicht ſchwer wird. Ich denk, es iſt da ſo ein bißchen Schöpferfreude mit dabei, die der Menſch immer dann haben muß, wenn er der Natur in hartem Kampf etwas abringen kann. Und wenn die Gewalten auch noch ſo ſtark ſind, der Menſch hat doch der Erde ſeinen Stempel aufgedrückt.“

„Ja, ſo iſt's und darum ſoll man ſich nie werfen laſſen, und wenn alles noch ſo verzweifelt ausſchaut.“

„Das will ich ſchon gelten laſſen, und ich ſtell auch meinen Mann überall dort, wo man mit ſeinem Kopf und ſeinen Fäuſten etwas ausrichten kann. Mir iſt nicht bang, daß wir hier alles wieder inſtand bringen werden, ob es auch viel Schweiß und unendlich viel Geduld koſten wird. Das alles gehört ja auch zum Beruf des Bauern.“

Des Volkes Brot

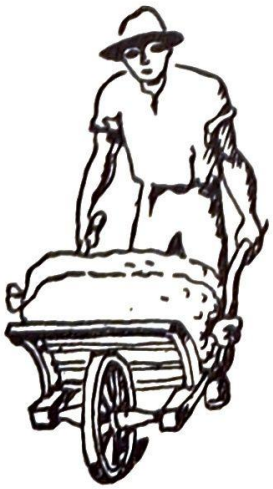
Die Sonne brennt — ihr ſteht an den Maſchinen.
Ihr ſteht am Webſtuhl, wenn der Regen rinnt
Ihr ſteht am Werk, und eure Hände dienen,
Auch wenn bei uns die Erntezeit beginnt,

Der Arbeit, die in allen Stunden
Des Werktags gleiches Antlitz trägt.
Und doch — ihr ſeid mit uns verbunden,
Denn auch in euren Herzen ſchlägt

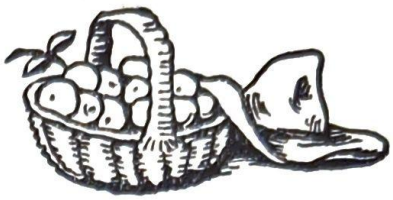
Das Sehnen nach dem Erntewagen,
Der Garben von den Feldern fährt,
Weil euch und uns in allen Tagen
Die Frucht der gleichen Scholle nährt.

Heinz Hartmann

Hat der Bauer in arbeitsreichen Wochen das Getreide eingebracht, dann geht's ſchon wieder hinaus, um die Winterſaat zu ſäen. Aber auch die Kartoffel- und Rübenernte iſt jetzt. Auf den Feldern ſieht man nun gebückte Menſchen, die mit emſigen Händen die Kartoffeln und Rüben aus dem gelockerten Erdreich ſammeln. Iſt auch das getan, dann iſt die Erntezeit vorbei. Aber die Arbeit geht weiter, denn das Getreide muß ausgedroſchen werden. Früher klapperten die Dreſchflegel in den Scheunen, heute hört man aber das Brummen der Dreſchmaſchinen.



Am Tisch des Bauern



Christian Finkenwärter saß am Tisch, die Ellbogen breit auf die Kante gelehnt, mit den quadratischen Händen eine heiße Kartoffel schälend. Wie bedächtig sinnvoll er diese Arbeit verrichtete! Wie liebevoll er die braune Pelle vom gelben Fleisch trennte! Und dabei lächelte! — Christian war ein Bauer!

Aber die gelben, mehligen Bröckchen, die an der Schale haften blieben, die nahm Christian zwischen Daumen und Messer und steckte sie in den Mund. Das zerging auf der Zunge mit einem gar wunderlichen Geschmack von Erde und Luft und Segen. Dafür hatte man wohl sein Tagewerk getan, dafür, daß man wußte, was man aß, wie man es aß. Nicht, daß der Bauer geizig war, oh, nein! Die Schweine hatten ihre Futterkartoffeln, daran fehlte es nicht. Aber das liebe Gut, das auf den Tisch des Bauern kam, dampfend, duftend, es war ein Stilleben eigener Art, gewaltig — herb — einfach —, ganz, wie man es betrachten mochte.

Da war zum Beispiel der Knecht Peter. Der kam jetzt herein zur Tür. Die Bäuerin saß am Tisch und der Bauer und die Magd Lene. Peter rückte sich seinen Stuhl zurecht. Da saß er nun und sah den Berg Pellkartoffeln und die Schüssel Quark in der Mitte des Tisches; er sah das angeschnittene Brot liegen und griff danach und schnitt sich eine Kante davon herunter. Seht, er tat es nicht mit der Liebe, er tat es nicht mit jenem heiligen Gefühl, mit dem der Bauer die Brocken von den Kartoffelschalen trennte. Fast müde waren seine Bewegungen, im Gesicht spielte ein Schatten des Unwillens. Brot, Kartoffeln, Quark! Dafür schaffte man bei einem Bauern! Mittags Schweinefleisch und Sauerkraut. Abends Kartoffeln und Quark.

„Krischan!" sagte er, „mit Verlaub, Krischan, aber die Bäurin hat keine Abwechslung in der Küche! Nein, das hat sie nicht!" — „Hm!" machte der Bauer und langte mit dem Löffel in die Quarkschüssel. „Hm!" machte er, und es tat ihm weh. Da war der Quark so weiß wie Schnee, so schaumig, flockig, und schmecken tat er wie Butter. „Hm — keine Abwechslung in der Küche!" wiederholte er und blickte den Knecht an dabei, und dann die Kartoffeln, die schönen, gelben Eierkartoffeln und das Brot, das liebe, hausbackene Brot. So langsam, schwer arbeiten seine Gedanken: „Keine Abwechslung in der Küche —"

„Ich hab dir doch Brot und Butter auf den Tisch gestellt, da du keine Kartoffeln magst," sagte die Bäuerin.

„Brot und Butter —," machte Peter.

„Brot und Butter!" sagte die Magd Lene und blickte böse auf Peter. „Eine Sünde ist's, zu maulen, jawohl. Vor gesegnetem Tisch zu maulen!"

„Schweigt!" sagte der Bauer ernst. Und gleich war es still. Nur ein leises Rasseln von Ketten hörte man durch die geöffnete Tür und das

ſchläfrige Wiederkäuen der Kühe. Der Bauer ſchnitt ſich eine Kartoffel in vier Teile und ſchob ein Stück davon in den Mund. Darauf nahm er wieder einen Löffel Quark. „Sechzig Jahre bin ich alt," meinte er mit kauendem Munde, „ſechzig Jahre! Aber die Sorge meines Lebens galt dieſem Tiſch! Kannſt du das verſtehen, Peter? Jeden Tag, den Gott werden ließ, betete ich und bete ich aufs neue um dieſes Geſchenk! Nein, das verſtehſt du nicht! Du biſt ein guter Knecht, du biſt ein braver Knecht, aber es iſt wohl ein weiter Weg von der Hand zum Herzen!"

Die anderen waren ſtill, und Peter blickte den Bauern fragend an. Er ſagte: „Nein, es war nicht bös gemeint, Bauer, nehmt mir's nicht krumm!"

„Nichts nehm ich krumm," ſagte der Bauer, „nicht das, woran du leideſt!"

Das Mahl war beendet. Der Bauer erhob ſich und faltete die Hände zu einem kurzen Gebet.

„So!" ſagte er dann zum Knecht. „Und nun komm mit mir!" Die beiden verließen die Küche und verließen den Hof und ſchritten den Weg durch die Felder zum Waldrande hinauf. Sie ſprachen nicht unterwegs. Die Sonne ging im Weſten zur Ruhe und übermalte das trächtige Land mit purpurnen Farben. Lerchen tirrilierten, Finken ſchlugen, Schrecken zirpten, und vom Walde her klang ein heimliches Rauſchen durch die ſtille Feierſtunde der Natur.

Da oben am Waldrande gingen die beiden Männer nun entlang und ſahen die reifenden Felder weit unter ſich liegen. Unter der alten Fichte blieb der Bauer ſtehen und atmete tief die reine Abendluft. „So!" ſagte er, „ſo mußt du es auch tun, atmen, tief atmen! Na — Und nun laß uns weitergehen! Keine Abwechſlung in der Küche — hm — das haſt du geſagt —."

„Aber Bauer —."

„Nein, ich bin dir nicht bös deswegen! Du biſt ein guter Knecht, du biſt ein guter Schaffer — aber — hm — alſo atme! Nimm den Duft der Erde wahr, den Duft der Reife, verſtehſt du?"

„Ja — ich tu es ſchon, Kriſchan!"

„Und ſieh dir die Sonne an! Da hinten geht ſie weg von unſerm Tag — und dort die Wolken. Sonne, Waſſer, Luft und Erde — begreifſt du das?"

„Es iſt nicht ſchwer zu begreifen!" ſagte Peter, „es iſt das, was immer wiederkehrt, wiederkehren muß!"

„So. Wiederkehren muß!" ſeufzte der Bauer und blieb vor dem Knechte ſtehen. „Das ſagſt du! Aber da käme nun einer und ſagte zu unſerm Herrgott: ‚Es iſt keine Abwechſlung in deiner Küche!' — Wär' das nun richtig?"

„Nein, bewahre!"

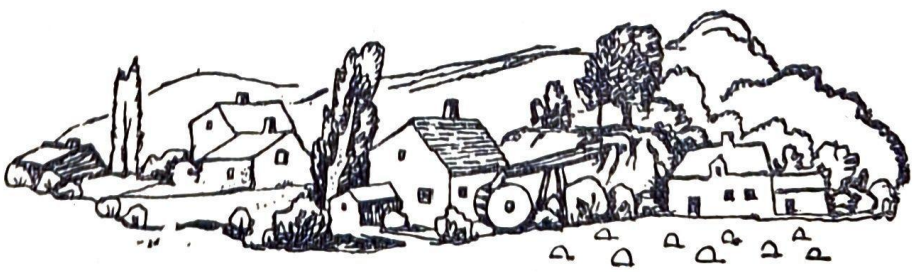
„Alſo, ſiehſt du! Was iſt nun die Ordnung der Welt? Das Urſprüngliche! Das, was von Anfang an iſt, was uns mit jedem Tag neu geſchenkt wird! Muß man es nicht lieben?"

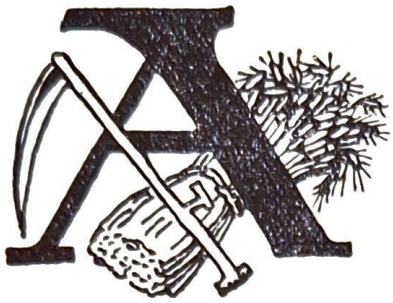
„O ja, Bauer —," ſagte der Knecht.
Nun ſchwiegen ſie wieder. Die Dämmerung ſchlich aus den Wipfeln hoher Bäume. Langſam gingen die beiden Männer heimwärts. Und am Hoftor nahm der Bauer etwas aus der Taſche. Er nahm es behutſam aus der Taſche wie etwas Zerbrechliches und gab es dem Knecht Peter. Es war ein Stück Brot.
„Nimm das! Ich will, das du es lieben lernſt! Es iſt das Beſte, was Gott uns gibt! Gute Nacht, Peter!"
Der Bauer ging ins Haus. Aber der Knecht ließ ſich auf die Hausbank nieder und betrachtete das Brot. Jetzt brach er ein Stück davon ab und berocb es, ob es wohl nach Erde und Sonne dufte. Ja — es duftete herrlich! Trockenes Brot! Nun aß Peter davon, zermahlte es langſam und bedächtig zwiſchen den Zähnen! So hatte er noch nie Brot gegeſſen, ſo mit einem tiefen Nachdenken! Und wie gut ſchmeckte es! „Du ißt nun alſo dies Stück Brot," dachte er, „ein Jahr arbeitet der Bauer daran — und du ißt nun dies Stück Brot. — Es iſt das Beſte, was Gott uns gibt."

Georg A. Oedemann

Der Bauer iſt ewig wie die Erde ſelbſt, denn er lebt durch ſein Geſchlecht. Er kommt nicht von ungefähr in die Welt, von irgendwo her, ſondern, wenn das neugeborene Kind in der Wiege liegt, dann blüht draußen ſchon der Weizen, dann wachſen die jungen Fichten im Walde mit ihm auf, und wenn der alte Bauer ſtirbt, ſo hat er vorher noch das Korn geſät, hat den Wald aufgeforſtet, und er hat dem jungen Bauern alles geſagt, was er ſelbſt weiß und was zu wiſſen nötig iſt. Der Sohn drückt die Pflugſchar auf die gleiche Art und mit der gleichen Kraft in die Erde wie er. Das Leben des Bauern iſt ruhmlos und hart, nichts bleibt von ihm zurück als ſein Name und ſein Blut.
So iſt der Bauer, große Gedanken hat er nicht in ſeinen Sinn, ſchwierige und abgründige Gedanken, und auch was er ſagt, iſt von alters her ſo in jeder Sache geſagt worden. Er mißt den Himmel mit dem Maß ſeiner Augen und die Erde mit ſeinem Schritt; dieſes Maß iſt einfach, brauchbar und ſicher ...

Karl Heinrich Waggerl





rbeit macht das Leben ſüß,
Macht es nie zur Laſt.
Der nur hat Bekümmernis,
Der die Arbeit haßt.

Leere Kornähren ſtehen hoch.

Wenn ſich der Bauer nicht bückt, ſo ackert er nicht gut.

Miſten und Düngen
geht über Beten und Singen.

Wer jede Wolke fürchtet, taugt zu einem Bauern nicht.

Gott gibt das Korn, wir ſollen aber pflügen
und Furchen machen.

Der Düngerwagen erhält die Kutſche.

Wo das Säetuch nicht hingeht,
kommt der Erntewagen nicht zurück.

Wer ſein Vieh verläßt,
der verläßt ſein Brot.

 Wenn de Buren utſtarwt, dann geiht de Welt ünner.

Bauernſpruch

Nun ward zur Scheuer eingebracht
das letzte Korn im Abendrot;
drum werde, eh ihr eßt zur Nacht,
des harten Jahres erſt gedacht.
Dann ſitzet hin und brecht das Brot!

Der Boden gab, ihm ſpendet Dank;
die Wolke ſegnete, der Wind.
Die Sonne rieb die Ähren blank;
nun glänzt der Brotlaib braun im Schrank,
lockt Bauer, Kind und Ingeſind.

Nehmt hin das Brot, doch eh ihr eßt,
denkt noch der Mühſal, die uns band.
Wer ſich auf andre nur verläßt,
dem gibt Gott nie ein Erntefeſt!
Nun ſchließt ums Brot die ſchwere Hand.

„Vergeßt nicht den deutschen Bauern! Wir wären alle nicht, wenn er nicht vor uns gewesen wäre! Er ist die Quelle, aus der sich unser Volk immer ergänzt. Ihr dürft nicht dem Wahnsinn verfallen, zu glauben, es könnte einmal ein Glück geben, das nicht in der eigenen Erde, nicht im eigenen Bauerntum seine Wurzeln hat."

Völker, die diese alte Erkenntnis des Mahnrufs des Führers nicht beachtet haben, sind zugrunde gegangen. Geht es dem Bauern schlecht, so geht es allen schlecht. Hat er keine Kinder mehr, so entvölkert sich das Land und wird leicht die Beute eines übervölkerten Staates. Mit der fortschreitenden Schwächung des Bauerntums geht auch der Sittenverfall Hand in Hand. Das Schicksal des Volkes ist eng mit dem Schicksal seines Bauerntums verknüpft.

„Alle Schwankungen sind am Ende zu ertragen, alle Schicksalsschläge zu überwinden, wenn ein gesundes Bauerntum vorhanden ist. Solange sich ein Volk auf ein starkes Bauerntum zurückziehen kann, wird es immer und immer wieder aus diesem heraus neue Kraft schöpfen."

Und wenn sich im Oktober das deutsche Volk auf dem Bückeberg und im ganzen Reiche versammelt, dann will es dem Herrgott für den Erntesegen, für die Nahrung danken und dem Bauern und seinen Helfern für ihre Arbeit. Die Arbeit war schwer, aber sie wurde getragen von der Liebe zum Volke, in dessen Adern das arbeitsame, zähe und wagende deutsche Bauernblut fließt.

Quellenangabe:

Die Erzählung „Wonach einer ringt, das gelingt ihm!" von W. Watzlik ist aus: Ewiges Bauerntum, Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin.

„Bauernwerk ist harter Kampf" ist dem Buch: „Des Felderbauern erstes Ehejahr", von Hermann Ritter, Adam Kraft-Verlag, entnommen.

Die Erzählung „Am Tisch des Bauern" ist von Georg A. Gedemann aus der Zeitschrift „Volk und Welt".

Das Gedicht „Bauernerde" von Kurt Eggers ist dem Buch „Neues Volk auf alter Erde", Junker & Dünnhaupt-Verlag, Berlin, entnommen,

das Gedicht „Des Volkes Brot" aus „Hände am Pflug" von Heinz Hartmann (Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin).

Das Foto des Umschlags ist von Presse-Foto, das der Beilage von Foto-Hoffmann.

II. Teil: Die Führerschulung

Deutschland an der Arbeit:

Das KdF.-Volkswagenwerk entsteht

Am 26. Mai 1938 legte der Führer in Fallersleben den Grundstein zum Volkswagenwerk. In einer Zeit dramatischer außenpolitischer Geschehnisse ist vielleicht diese neue Großtat des nationalsozialistischen Deutschland nicht so sehr in den Vordergrund getreten. Und doch geschieht mit der Arbeitsaufnahme am Volkswagenwerk eine Leistung, die zu den größten und umfassendsten überhaupt gehört. Wir müssen einmal ganz ehrlich vor uns selbst sein, wir sind in den Jahren seit der Machtübernahme schon etwas verwöhnt worden. Wir nehmen es als eine Selbstverständlichkeit hin, daß der deutsche Arbeiter seinen Urlaub in den schönsten Gauen der Heimat verbringt, daß nach dem Abkommen mit der italienischen Freizeitorganisation der deutsche schaffende Mensch im Süden seine Erholung an den gleichen Stätten finden kann, die früher nur den wohlhabenden Kreisen des Volkes vorbehalten waren. Tausende von Volksgenossen fahren jährlich mit den Schiffen der KdF.-Flotte nach den norwegischen Fjorden oder den kanarischen Inseln. In Binz auf Rügen entsteht das KdF.-Seebad, das gleichzeitig 10 000 Menschen aufnehmen kann. All das sind Leistungen, auf die das Ausland mit Neid und Bewunderung sieht.

Als vor längerer Zeit der Plan zur Schaffung des Volkswagens bekannt wurde, hat es, wie bei allen großen Planungen des neuen Deutschland, selbstverständlich wieder viele „Sachverständige" gegeben, die glaubten, mit ihrem „Unmöglich!" die ganze Sache abzutun. Um so mehr ist jetzt die ganze Welt durch den Beginn der Arbeit überrascht worden.

Der Volkswagen ist auf persönlichen Wunsch des Führers geschaffen worden. Wenn man für die breiten Volksschichten einen Wagen schaffen wollte, mußte der Preis niedrig gehalten sein. Trotzdem mußte es aber ermöglicht werden, für diesen Preis einen Kraftwagen zu bauen, der auch gesteigerten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit entspricht. Wenn ein wirklicher Volkswagen entstehen sollte, mußte er die Möglichkeit bieten, das hervorragende deutsche Straßennetz, und vor allem die Reichsautobahnen, voll auszunutzen. Der Brennstoffverbrauch durfte nicht zu hoch sein.

Schon die Wahl des Mannes, den der Führer mit der Konstruktion des neuen Volkswagens betraute, hätte die Zweifler beruhigen können. Es war der gleiche Dr. Porsche, dessen Rennwagenkonstruktionen seit Jahren die deutschen Farben bei allen großen Automobilrennen der Welt zum Siege führen. Der Volkswagen soll in kurzer Zeit fertiggestellt werden. Um den zu erwartenden Riesennachfragen von Anfang an gerecht zu werden, muß die Produktion von vornherein auf breiteste Grundlage gestellt werden. Schon Ende 1939 werden die ersten fertigen Wagen das Werk verlassen. Der Volkswagen soll das Volksverkehrsmittel werden.

Man könnte sich fragen, ob das neue Werk mit seiner billigen und leistungsfähigen Produktion nicht den Absatz der schon bestehenden deutschen Autowerke gefährden wird. Diese Befürchtung ist sicher grundlos. Denn wer in der Lage ist, sich einen teureren Wagen zu kaufen, wird das auch in Zukunft tun. Der Volkswagen soll nicht die Preise drücken und den besserbemittelten Volksschichten Vergünstigungen schaffen, sondern er gibt dem Volksgenossen, der sonst nicht dazu in der Lage ist, die Möglichkeit, einen Kraftwagen zu erwerben. So wird der KdF.-Volkswagen eine der größten Leistungen des neuen Deutschland darstellen. Die Aufgabe ist groß, doch sie wird gelingen. Dafür bieten die Worte des Führers Gewähr, die er bei der Grundsteinlegung in Fallersleben sprach:

„Ich vollziehe diese Grundsteinlegung im Namen des deutschen Volkes. Das Werk soll entstehen aus der Kraft des ganzen Volkes und es soll dienen der Freude des deutschen Volkes!"

Blick über die Grenzen:

Kampf um Palästina

An zwei Tagen fordert der Kampf, der bald heimlich, bald offen im Jordanland tobt, 14 Todesopfer. Gewaltig ist der Sachschaden, der täglich durch Sabotageakte, Bombenanschläge und Brandstiftungen angerichtet wird. Ganz unwillkürlich taucht die Frage auf, wie es möglich wurde, daß in einem Land, das unter britischem Schutz steht und das alle Segnungen der englischen Verwaltung genießt, seit Jahren dauernd Unruhen vorkommen. Warum stehen die Araber gegen die Juden in Waffen, warum schafft England nicht unter Aufgebot aller Machtmittel Ruhe im Land? Die tieferen Gründe zu dem heutigen Konflikte gehen auf die englische Politik während des Weltkrieges zurück. Wider Erwarten war in der Türkei den Mittelmächten ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse entstanden. Der englische Versuch, die Dardanellen zu erobern, schlug unter blutigen Verlusten fehl.

In Kut el Amarn mußte 1916 die engliſche Bagdadarmee mit 16 000 Mann kapitulieren. In Arabien ſcheiterten verſchiedentlich britiſche Operationen (Bewegung des Heeres zum Zwecke der Schlacht). England ſah ſich damals nach Bundesgenoſſen um. Der berühmte Oberſt Lawrence trat auf den Plan. Nach langen Bemühungen gelang es ihm, die bedeutendſten Araberſtämme für den Kampf gegen die Türkei zu begeiſtern. Neben dem britiſchen Gold, das in großen Mengen nach den Hauptorten des arabiſchen Aufſtandes floß, war es vor allem ein Gedanke, der die Araber zu ihrem Tun begeiſterte. Lawrence hatte den arabiſchen Stammesfürſten nicht nur die Befreiung von der türkiſchen Herrſchaft, ſondern gleichzeitig die Errichtung eines großarabiſchen Reiches verſprochen.

Der arabiſche Aufſtand hatte Erfolg. Nach langem Widerſtand brach die türkiſche Front im Spätſommer 1918 auseinander, die Araber, die ſchon vorher Jeruſalem genommen hatten, zogen auch in Damaskus als Sieger ein. Der Jubel der Araber war groß. In wenigen Jahren war erreicht worden, was ſeit Jahrhunderten der Traum des geſamten Volkes geweſen war.

Die Hoffnung Arabiens aber blieb unerfüllt: die britiſche Politik hatte ſich noch anderweitig gebunden. Die lange Dauer des Krieges und die hohen Koſten, die er forderte, hatten auch die finanziellen Möglichkeiten Großbritanniens ſchwer erſchöpft. Schon kurz nach Kriegsbeginn war England mit der amerikaniſchen Rüſtungsinduſtrie in Verbindung getreten, ſchon Ende 1914, und dann in ſteigendem Maße, kamen Transportdampfer mit Kriegsmaterial nach England und Frankreich. Die Kriegsſchulden unſerer Kriegsgegner ſtiegen und damit auch die Abhängigkeit von der amerikaniſchen Hochfinanz, alſo überwiegend jüdiſchen Kreiſen. Gerade in dieſen Zirkeln war aber der zioniſtiſche Gedanke ſtark vertreten. Was iſt der Zionismus? So eindeutig heute die Weltherrſchaftspläne des Judentums nachgewieſen ſind, ſo beſteht doch im jüdiſchen Volk das Ziel, die einſtige Heimat, das Jordanland, wieder in Beſitz zu bekommen. Es iſt natürlich vollkommen falſch, zu glauben, die jüdiſchen Weltmachtpläne beſtünden nur deshalb, weil die Juden ein entwurzeltes Volk ſeien, und die jüdiſche Frage ſei in dem Augenblick gelöſt, in dem es gelingen würde, die Juden in der Welt nach Paläſtina abzuſchieben. Der Weltherrſchaftsanſpruch iſt ein Beſtandteil der jüdiſchen Raſſenſeele. Die Gewinnung von Paläſtina kann man gewiſſermaßen als eine Prestigefrage (Frage des Anſehens und Einfluſſes) des Judentums anſehen, das nicht länger als das heimatloſe Volk gelten will.

Die jüdiſche Hochfinanz nützte ihre günſtige Lage gegenüber England aus. Nach längeren Geheimverhandlungen erfolgte am 2. November 1917 die ſogenannte Balfour-Deklaration (nach dem britiſchen Miniſter Balfour), in der ſich Großbritannien verpflichtete, für die Errichtung eines nationalen jüdiſchen Staates in Paläſtina ſorgen zu wollen. Dabei

sollten freilich die Rechte der Nichtjuden geschützt werden. Aber trotz dieser Klausel stand die Erklärung im offenen Widerspruch zu den Versprechungen, die Oberst Lawrence und seine Mitarbeiter im Auftrage der britischen Regierung an das nationale Arabertum gemacht hatten.

Unter britischem Schutz begann das Judentum mit dem Aufbau seiner Stellung in Palästina. Bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 1,3 Millionen, darunter 800 000 Arabern, hat der jüdische Bevölkerungsprozentsatz heute schon nahezu ein Drittel der gesamten Einwohnerzahl erreicht. Das rasche Anwachsen in den letzten Jahren erfüllte die arabischen Kreise mit steigender Besorgnis. Längst hatte man auf die Pläne einer Einverleibung in ein arabisches Großreich Verzicht leisten müssen, jetzt wurden die Araber in die Defensive (Verteidigung) gedrängt. Die jüdischen Einwanderer brachten zum größten Teil Kapital ins Land. Im Gegensatz zu den arabischen Kleinbauern und Viehzüchtern konnten die jüdischen Einwanderer Landwirtschaft in großem Umfang treiben. Das jüdische Kapital erdrückte die Araber. Die Umstellung der Juden in Palästina auf Siedlung und Landwirtschaft ist vielleicht in Europa, das die Juden in der Wirtschaft, in freien Berufen und im „Kunstleben" kannte, nicht recht verstanden worden. Dabei ist diese Entwicklung absolut nicht verwunderlich. Es ist sehr leicht einzusehen, daß die Juden, die nach dem Umbruch in Deutschland nach Palästina auswanderten, ihre bisherigen Berufe dort nicht mehr ausüben konnten. Auch bei bester Aufteilung würden sich für die jüdischen Rechtsanwälte, Ärzte und Bankleute im gelobten Lande nicht mehr genügend Felle finden. Vielleicht hat sich auch im Judentum die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Gewinnung eines Landes nur durch den Bauern und Siedler möglich ist.

Jedenfalls hat das jüdische Kapital die Möglichkeit zur Siedlung im großen Stil gegeben. Immer mehr sah sich der Araber zurückgedrängt, von seinem Grund und Boden vertrieben. Zum erstenmal kam es 1929 zu ernstlichen Zusammenstößen, bei denen Blut floß. Als dann die jüdische Einwanderung immer weiter anstieg und die Gefahren für die Araber wuchsen, entschloß man sich endlich auf arabischer Seite zum Angriff.

Die Kämpfe, die immer wieder aufflackern, haben auch schon zahlreiche Todesopfer bei der britischen Truppe und der Polizei gefordert. Trotzdem kann sich England nicht zu einer durchgreifenden Änderung seiner Haltung entschließen. Die englische Politik hat sich zweifellos hier festgefahren. Man will das Versprechen in der Balfour-Erklärung halten und ist zugleich den Arabern gegenüber in eine peinliche Lage geraten. Denn die Araber Palästinas stehen heute nicht mehr allein. Die allarabische Idee ist dauernd im Wachsen.

Schon sind — und das mag für Großbritannien eine Warnung gewesen sein — aus allen Teilen der arabischen Welt Sympathiekundgebungen

für die Araber in Paläſtina eingetroffen. Die Lage der britiſchen Regierung iſt hier nicht beneidenswert.

Man kann ſich fragen, warum England unter dieſen Umſtänden nicht auf ſein Mandat verzichtet. Es hat überraſcht, daß die engliſche Regierung ſtatt deſſen mit einem Teilungsplan hervortrat. Paläſtina ſoll in drei Teile zerlegt werden: einen arabiſchen, einen nationaljüdiſchen Staat und ein neues Mandatsgebiet. In dem Teilungsplan wird endlich der wahre Grund für Englands Haltung offenkundig. Von den Ölfeldern um Moſſul, die zum größten Teil von Großbritannien ausgebeutet werden, führt eine Ölleitung an die Küſte nach Haifa. Dieſe Ölleitung muß, das iſt die offizielle engliſche Stellungnahme, auch weiterhin in britiſcher Hand bleiben. Daneben bildet Haifa eine wichtige Flankenſicherung für den Suezkanal und damit für den Seeweg nach Indien. Juden und Araber lehnen den Teilungsplan entſchloſſen ab. So treffen arabiſche, jüdiſche und engliſche Intereſſen im Jordanland zuſammen. Araber und Juden berufen ſich auf britiſche Verſprechungen, England ſelbſt aber ſieht in dem Paläſtinaraum ein wichtiges Kraftfeld ſeiner Imperiumspolitik.

Die Gefahr, die heute ſchon in dem Paläſtinakonflikt zutage tritt, iſt für England größer, als man vielleicht anfänglich dachte.

Denn „Der Kampf um Paläſtina" kann der allarabiſchen Bewegung den entſcheidenden Antrieb geben und einmal zur Neuordnung der ganzen mohammedaniſchen Welt führen.

Neue Grenzen — neue Nachbarn: Jugoslawien

Der Anſchluß der Oſtmark hat die Grenzen des Reiches neu geſtaltet. Neu ſind die Grenzlinien, neu ſind zum Teil die Nachbarn an dieſen Grenzen. Wohl hat das alte Reich, wohl hat das Deutſchöſterreichertum immer enge Beziehungen zu dem Südoſtraum gewahrt. Aber ſeit dem Ende des Weltkrieges, ſeit dem Zuſammenbruch des Habsburger Vielvölkerſtaates hat auch der Raum im Südoſten Europas eine durchgreifende Neubildung erfahren. Was vielen noch nach dem Weltkrieg als „Balkan" erſchienen iſt, als ein Land der politiſchen Unſicherheit, der völkiſchen und religiöſen Gegenſätze, tritt uns heute vollkommen verwandelt entgegen.

Jugoſlawien iſt Südſlawien, das Reich der Südſlawen.

Am 1. Dezember 1918 wurde das Königreich Jugoſlawien, das Reich der Serben, Kroten und Slowenen ausgerufen. Der Staat hat einen Flächenumfang von 249 000 Quadratkilometer und eine Bevölkerung von rund 14 Millionen. Wenn dabei auch der überwiegende Teil aus Slawen beſteht, ſo ſind doch die einzelnen Volksgruppen in ihrer Eigen-

art ziemlich ſtark verſchieden. Vor allem iſt in Jugoſlawien, wie auch auf dem ganzen Balkan, ſelten von ganz großen, geſchloſſenen Siedlungsgebieten eines einzigen Volksſtammes zu ſprechen. Die buntbewegte Vergangenheit hat mehr als einmal große Volksverſchiebungen veranlaßt, ſo daß ſehr ſtark Vermiſchungen und Durchſetzungen eines Siedlungsraumes mit Angehörigen eines anderen Volksſtammes ſtattgefunden haben. Das iſt vor allem in den langen Jahrhunderten der türkiſchen Fremdherrſchaft der Fall geweſen. Weitaus der größte Teil der Bevölkerung iſt ſerbiſch oder kroatiſch. Serben und Kroaten gibt es in Jugoſlawien etwa 9 Millionen. Das dritte Staatsvolk ſind die Slowenen, deren Zahl etwa 1 Million beträgt. Dazu kommen 680 000 Deutſche, rund 500 000 Magyaren, etwa ebenſoviele Albaner, 240 000 Rumänen und dann noch eine Reihe von Volksſplittern. Man könnte nun annehmen, daß dieſes völkiſch bunte Bild ſich in ſtarken innerſtaatlichen Spannungen und Gegenſätzen auswirkt. Das wäre um ſo leichter denkbar, als auch konfeſſionell ſtarke Unterſchiede beſtehen. Neben Katholiken und Angehörigen der griechiſch-orthodoxen Kirche gibt es auch Mohammedaner, die etwa ein Zehntel der Geſamtbevölkerung ausmachen. Trotzdem ſind dieſe Vermutungen falſch, denn gerade die letzten Jahre haben gezeigt, daß Jugoſlawien zu einem feſtgefügten Staat zuſammengewachſen iſt, der unbeirrbar ſeine Ziele verfolgt.

Selbſtverſtändlich intereſſiert uns die Lage der deutſchen Volksgruppe in ganz beſonderem Maße. Die Deutſchen im heutigen Königreich Jugoſlawien ſind nicht alle zur gleichen Zeit ins Land gekommen. Am älteſten iſt das Deutſchtum in Krain und Unterſteiermark, das ſchon auf die karolingiſchen Könige und das bayeriſche Stammesherzogtum zurückgeht. Allerdings ſitzen hier die Deutſchen im weſentlichen in den Städten, die, wie Laibach, Pettau, Marburg, einen deutſchen Charakter tragen. Daneben fehlte auch der deutſche Bauer keineswegs. Gerade die Kulturhöhe des Gebietes geht auf den ſtarken deutſchen Einfluß zurück.

Im weſtlichen Jugoſlawien iſt außerdem noch die Gottſchee ein zuſammenhängender deutſcher Siedlungsraum. Die deutſche Einwanderung iſt hier im 13. Jahrhundert erfolgt, als die bayeriſchen Grafen von Ornetburg deutſche Siedler aller Stämme ins Land riefen. Noch heute ſind in der Gottſchee, deren Boden allerdings nicht ſehr ertragreich iſt, etwa 175 Ortſchaften deutſch. Der ſpärliche Bodenertrag hat die Gottſcheer auch veranlaßt, ſich in verſchiedenen Heimindustrien Nebenerwerb zu ſuchen. Alljährlich nach dem Einbringen der Ernte ziehen die Gottſcheer in alle Welt, vor allem auch nach Deutſchland. Durch dieſe regelmäßigen Beſuche iſt gerade die Gottſcheer Volksgruppe im Reich bekanntgeworden.

Der Hauptteil der Jugoſlawiendeutſchen aber ſind die Donauſchwaben in der Batſchka. Sie ſind während und nach den Türkenkriegen, alſo zur Zeit des Prinzen Eugen, donauabwärts gezogen. Deutſche wurden

ins Land gerufen, weil man ſich von der Tüchtigkeit des deutſchen Bauern eine beſſere und ergiebigere Bewirtſchaftung des Bodens verſprach. Auch deutſche Handwerker und Gewerbetreibende hat man ins Land geholt. Die „Donauſchwaben" ſtammen nicht etwa allein aus Schwaben, man hat nur den Namen eines der bei der Siedlung vertretenen Stämme gewählt und auf alle deutſchen Koloniſten, die auch aus dem Elſaß, aus Lothringen, der Pfalz und Heſſen ſtammen, ausgedehnt.

Schon der völkiſche Aufbau Jugoſlawiens weiſt darauf hin, daß das Land ein Agrarſtaat iſt. 80 Prozent der Bevölkerung leben von der Landwirtſchaft. Die Haupterzeugniſſe ſind Weizen, Mais und Holz. In den letzten Jahren ging man dann auch an die planmäßige Nutzung der jugoſlawiſchen Bodenſchätze. Die reichen Erzvorkommen wurden bisher nur wenig und dann meiſt von ausländiſchen Geſellſchaften ausgebeutet. Die wirtſchaftlichen Beziehungen Jugoſlawiens zu Deutſchland ſind gut. Jugoſlawien führt landwirtſchaftliche Produkte, Holz, Tabak, Wein und Rohmetalle nach Deutſchland aus und bezieht dafür im Austauſch vor allem Induſtrieerzeugniſſe. Hat ſo die wirtſchaftliche Lage Jugoſlawiens in ſteigendem Maße Feſtigung gefunden, ſo ſucht die Regierung auch die politiſchen Spannungen, die zum großen Teil als Erbe des Weltkrieges vorhanden waren, zu beſeitigen. Die erſten Nachkriegsjahre haben innenpolitiſch noch viele Gegenſätze gebracht. Serben und Kroaten ſtanden ſich lange Zeit in unfreundlicher, ja feindſeliger Haltung gegenüber. Hier war es vor allem dem perſönlichen Einſatz des Königs Alexander zu danken, daß dieſe innerſtaatlichen Reibungsflächen und Gefahrenherde beſeitigt wurden.

Auch die Beziehungen zu den Nachbarſtaaten waren anfänglich nicht günſtig. Die neue Grenzziehung hat bei den meiſten Balkanſtaaten nationale Wünſche offengelaſſen. Es mußte daher das erſte Ziel der jugoſlawiſchen Politik ſein, die neuen Grenzen durch eine Reihe von Verträgen und Bündniſſen zu ſichern, um dadurch der Lage im Donauraum und im Südoſten Dauer zu geben. Die jugoſlawiſche Regierung arbeitet unabläſſig auf das Ziel hin, mit allen Balkanſtaaten einen Ausgleich zu treffen. Der Beitrag, den Jugoſlawien damit geliefert hat, aus dem „Wetterwinkel" Europas eine Zone friedlicher und freundlicher Zuſammenarbeit zu ſchaffen, darf nicht unterſchätzt werden.

Die größte außenpolitiſche Spannung hat aber zwiſchen Jugoſlawien und Italien beſtanden. Die beiden Staaten an der Adria ſehen in dieſem Meer einen für ihre Intereſſen beſonders wichtigen Raum. Während die Adria für Jugoſlawien die einzige Möglichkeit einer überſeeiſchen Verbindung darſtellt, beanſprucht Italien ſie als „mare nostro", als das italieniſche Meer. Deshalb brachte der Freundſchaftsvertrag, der am 25. März 1937 zwiſchen beiden Königreichen geſchloſſen wurde, eine große Überraſchung. Vor allem brachte er für Italien die Anerkennung des oſtafrikaniſchen Imperiums.

Bei der Betrachtung der gesamten Außenpolitik Jugoslawiens darf auch die Einstellung des Königreichs zur Sowjetunion nicht vergessen werden. Das alte Königreich Serbien hatte zum zaristischen Rußland sehr gute Beziehungen. Gerade von Rußland aus war das serbische Nationalgefühl schon im vergangenen Jahrhundert, in der Zeit der Abschüttelung der türkischen Herrschaft, dauernd gestärkt worden. Der großslawische Gedanke war von Petersburg aus nach Serbien getragen worden, und hier hatte er weitergewirkt. Die Haltung, die das kleine Königreich gegenüber der habsburgischen Monarchie einnahm, war nur denkbar, wenn man die moralische und materielle Unterstützung in Betracht zieht, die Serbien dauernd von Rußland empfing. Der Ausgang des Weltkrieges und vor allem der Sieg des Bolschewismus in Rußland haben auch hier einen tiefgreifenden Wandel geschaffen. Mit den bolschewistischen Lehren wollte Jugoslawien nichts zu tun haben. Schon am 18. September 1926 wurde zwischen Jugoslawien, Rumänien und Polen eine Interessengemeinschaft gebildet, die es sich zum Ziel setzte, dauernd die Absichten des Bolschewismus aufmerksam zu verfolgen.

Von besonderer Wichtigkeit sind für uns selbstverständlich die Beziehungen Jugoslawiens zum Deutschen Reich. Auch hier ist seit dem Weltkrieg ein vollkommener Wandel eingetreten. Man darf bei der Gegnerschaft während des Krieges nicht vergessen, daß zwischen Deutschland und Serbien keine grundsätzlichen völkischen oder politischen Feindschaften bestanden. Serbien kämpfte in erster Linie gegen Habsburg und die habsburgische Politik. Deshalb waren nach dem Sturz des habsburgischen Hauses auch keine trennenden Momente mehr zwischen dem Deutschen Reich und Jugoslawien vorhanden. Aber erst im neuen Deutschland sind die Verbindungen zwischen beiden Staaten bewußt gesucht worden. Das Aufbauwerk des Führers fand in Jugoslawien großes Verständnis und lebhafte Anerkennung. Das ausdrückliche Bekenntnis zum Frieden, das Adolf Hitler vor aller Welt gab, traf sich mit dem Wunsche Jugoslawiens nach einer friedlichen Aufbauarbeit. Das gute Einverständnis zwischen dem Deutschen Reich und Jugoslawien wurde ganz wesentlich durch die Staatsbesuche, die führende Politiker beider Länder abstatteten, gekräftigt. So weilte Hermann Göring längere Zeit in Jugoslawien, und der jugoslawische Ministerpräsident Stojadinowitsch hat diesen Besuch erwidert. Gerade diesen großen jugoslawischen Staatsmann knüpft vieles an Deutschland, wo er einen großen Teil seiner Studienzeit verbrachte. Die deutsch-jugoslawische Freundschaft hat schon ihre Probe bestanden. Die faire und freundschaftliche Haltung, die Jugoslawien anläßlich des Anschlusses der Ostmark zeigte, hat die Tiefe des gegenseitigen Verstehens gezeigt. *Heute schon wissen wir, der neue Nachbar an der neuen Grenze will unser nationalsozialistisches Deutschland verstehen. Das aber ist die beste Voraussetzung für die Zukunft.*

Herausgegeben von der Reichsjugendführung der N.S.D.A.P. Amt für weltanschauliche Schulung.
Druck: Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.